mmer 18. XXVI. Jahrgang. **Abend-Ausgabe.** Montag, 11. Januar 1897.

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Der Etat der Medizinalverwaltung.

Die Staatsausgaben für das preußische Medizinalwesen d mit 1,885,899 Mark, gegen das Vorjahr um 69,262 niger, veranschlagt. Da nun andererseits aus der Verwalng des Medizinalwesens dem Staate 285,857 Mark Kosten erhsen sind, so ergiebt sich, daß im Staatshaushalte Preußens, n diesem Jahre die zweite Milliarde überschritten sich genau 1,600,042 Mark verfügbar finden für die Beitung des gesammten Staatsmedizinalwesens. In dieser umstößlichen Thatsache liegt aber auch die schärfste ik dieser Zustände. Seit Jahren geht der Ruf nach er durchgreifenden Reform des Staatsmedizinalwesens rch die Reihen der Aerzte und durch die betreffenden Vertungskörperschaften. Im Landtage ist wiederholt darauf gewiesen worden, daß die gänzlich veralteten büreautischen Grundsätze, nach welchen die Medizinalverwaltung leitet würde, vor den fortgeschrittenen Aufgaben der moderen öffentlichen Gesundheitspflege nicht mehr Stand zu halten mögen. In der Presse hat es schon seit Jahren nicht an fforderungen an die Staatsregierung gefehlt, einen zeimäßen Wandel zu schaffen und namentlich das nstitut des Kreisphysikats, den unendlich steigerten Aufgaben der Hygiene entsprechend umzualten, weil ohne eine auskömmliche Ausstattung dieses chtigsten Zweiges der Medizinalverwaltung sowohl nach e materiellen, wie nach der ideellen Richtung hin eine wirkliche Durchführung der hygienischen Errungenschaften nicht zu denken sei. Allein auch nicht die leiseste ur von einer Reformbewegung ist zu bemerken. „Ueber em Wipfeln ist Ruh'!" Um so eifriger arbeitet Herr Bosse d sein Stab an der herrlichen „Organisation des Aerztes", für welche sich weitaus die meisten Aerzte mmern höflich, aber entschieden bedankt haben. Aber ch dies gehört zu den charakteristischen Zeichen eres öffentlichen Lebens. Handelt es sich um eine rkliche, auf das Wesen der Sache lösizielende Reformwegung, wie das bei dieser verlangten Umgestaltung des taatsmedizinalwesens der Fall ist, dann verharrt Herr osse wie sein Kollege vom Inneren, der Herr v. d. Recke d. Horst, in einer unerschütterlichen Reserveftellung. ie Position scheint nachgerade bei unseren Ministern zur wohnheit werden zu sollen! Sobald es sich indessen um „Organisation" des Aerztestandes, um die Hebung des tandesbewußtseins" — und wie die schönen Bezeichnungen alle möglichen reaktionären Bestrebungen sonst heißen mögen sobald es sich jedoch um die Errichtung einer Art ärztlicher angsinnung handelt, dann ist Herr Bosse förmlich Feuer und amme. Wie aber verträgt sich das beabsichtigte Ziel der ebung des sogenannten ärztlichen „Standesbewußtseins" mit er Verwaltung des Staatsmedizinalwesens, welche für Mitglieder der Provinzial-Medizinalkollegien Gehälter von 600 bis 1200 Mark, für 36 Assessoren Gehälter von je 600 1050 Mark und für 535 Stadt-, Kreis- und Bezirksphysici je 900 Mark in Bereitschaft at! Daß unter solchen Verhältnissen der Kreisysikus sein Amt nicht wirklich als ein solches verwalten in der Lage ist, sondern nur als eine Nebenschäftigung außer seinem eigentlichen Berufe als praktischer Arzt, liegt ganz auf flacher Hand. Zu Stellenzulagen s zu 900 Mark für Kreisphysiker in besonders schwer besehenden Stellen besitzt der Herr Kultusminister sogar ch den wahrhaft großartigen Fonds von 36,000 Mark! o alle Physikate sind noch nicht einmal mit dem Riesenkommen von 900 Mark belastet!

Wie schon hervorgehoben! Hebung des ärztlichen „Standesbewußtseins" auf der einen Seite — und Kreisphysikatsstellen it je 900 Mark Gehalt ohne Beamtenqualifikation, ohne ierzulagen, ohne Pensionsberechtigung, ohne Versorgung r Hinterbliebenen, ohne irgend ein Recht der Initiative in sanitätspolizeilicher Hinsicht, das reimt sich vortrefflich zusammen!

Sollte aber Herr Miquel auch dieser schwerwiegenden „kulturellen" Aufgabe des Staates gegenüber sich schwierig zeigen und trotz der glänzenden preußischen Finanzlage die zwei oder höchstens zweieinhalb Millionen, welche zur Durchführung der Reform unseres verrotteten Staatsmedizinalwesens nothwendig sind, dem Kultusminister auf seine entschiedene Forderung hin verweigern können?

Wir sind so frei, das zu bestreiten. Aber freilich muß Herr Bosse seine beliebte Reserveftellung aufgeben.

Die Hungersnoth in Indien.

(Von unserem Korrespondenten.)

β **London**, 9. Januar.

Endlich ist es heraus! Das indische Volk des Panjab hungert seit heute offiziell. Es hat zwar Manchem vor mehreren Wochen geschienen, daß die armen Indier vor Entbehrungen starben, und die englischen Wohlthäter hatten schon die Hand an den Bügel des Portemonnaies gelegt. Das galt nichts. Die Hungersnoth war noch nicht offiziell konstatirt, und bis dahin hat Jeder den Mund zu halten, namentlich aber gilt dies für die Personen, die bereits ein Opfer der Noth geworden sind. Nun aber darf geredet und gehandelt werden. Die Lokalbeamten haben es den Distriktsbeamten, diese den Provinzialgouverneuren gemeldet, welche dann an den Rath des Vizekönigs berichteten, der Vizekönig hat es dem Staatssekretär für Indien rapportirt, und dieser hat es den Bürgermeister der City wissen lassen, daß Indien offiziell hungert, und daß Unterstützungen willkommen sind, worauf der Lordmayor denn sofort seinen Aufruf erlassen hat. Für die Einberufung dieser Art halbstaatlicher Unterstützung haben die Lordmayors ein Privileg. Die indische Regierung hat Werth darauf gelegt, zu konstatiren, daß sie durchaus selber auf die Kalamität vorbereitet sei, und daß das permanente „Hungersnoth-Departement" vollständig gerüstet sei, indem es auf seine Getreidereserven rekurrirt, der Noth von Millionen wirksam entgegen zu treten. Die aus England fließenden Gaben hätten daher in keiner Weise die Bestimmung, dem indischen Staatsschatz beizuspringen, sondern würden für Fälle reservirt bleiben, in denen ein Zuschuß zur Staatshilfe angezeigt erschiene. Es handele sich darum, den Alten und Kranken zu der Staatshilfe einen Zuschuß an Nahrungsmitteln oder Kleidern zu gewähren, für die Kinder und Waisen besser zu sorgen, und besonders sich der Personen anzunehmen, die lieber sterben würden als die öffentliche Hilfe für sich in Anspruch zu nehmen, Personen, die man bei uns als verschämte Arme bezeichnet, und die in größerem Maße in Indien existiren sollen als man anzunehmen geneigt ist. Außerdem sollen mit den gesammelten Beiträgen solche Personen unterstützt werden, die durch die voraussehende Katastrophe alles verloren haben und die untergehen würden, wenn ihnen nicht die Mittel zu einem neuen Anfang zur Verfügung gestellt würden. Besonders werden die Unterstützungen auch den „Purdah-Frauen" zu Theil werden. Es sind dies Frauen, welche in der strikktesten Zurückgezogenheit leben, das Gesicht vor der Menge verhüllt tragen und lieber alles Elend erdulden als einer Unterstützung nachgehen würden. Es existiren Tausende dieser Frauen, denen freiwillig Hilfe gebracht werden muß, wenn sie nicht elend umkommen sollen.

Die Tragweite des Elends ist kaum abzusehen. Fällt in den nächsten Wochen nicht Regen in den nordwestlichen und Centralprovinzen, so steht auch nach amtlichen Berichten eine schwere Hungersnoth bevor. Der beste, wenn auch traurige Maßstab für das was zu erwarten steht, ist der, daß die Preise für Nahrungsmittel auf das Zwanzigfache bis jetzt gestiegen sind. Schon werden dreiviertel Millionen Menschen an ad hoc unternommenen Staatsarbeiten beschäftigt, was mit Rücksicht darauf, daß wir erst im Anfang des Nothstandes sind, kolossal ist. Infolge des Umstandes, daß die Herbsternte Null gewesen, und daß nur ein geringes Areal für die Frühjahrsbestellung unter den Pflug genommen wurde, ist eine große Anzahl von Personen außer Arbeit und darum außer Stande, die schon sonst so kärglichen Mittel für den Unterhalt zu verdienen.

Sehr seltsam berührt es, wenn man liest, daß es politisch wie sozial unklug sein soll, wenn die Exekutive in Indien die reichen Eingeborenen veranlasse, ihren engeren Landsleuten in dieser schrecklichen Lage beizuspringen. Man sollte meinen, diesen läge in erster Linie hierfür die Pflicht ob. Eine derartige Bitte oder Anregung, sagt der „Standard", würde als ein Befehl aufgefaßt werden. Die Magnaten würden zwar mit einander wetteifern, Lakh um Lakh (1 Lakh = 1000 Rupien, 1 Rupie = 1 Mark 92 Pfennig) herzugeben, um sich der Regierung angenehm zu machen und dafür Titel zu erlangen, die als sogenannte „Hungersnothehrungen" ein trauriges Renommee erworben haben, dennoch würde sich der Gedanke bei ihnen festsetzen, daß ihnen das Geld erpreßt worden sei. Wir müssen gestehen, daß eine solche Befürchtung ein eigenthümliches Licht auf die indischen Zustände wirft. Jahraus, jahrein sehen wir einige der Magnaten Indiens nach Europa und nach England kommen und die Hilfsquellen moderner Kultur an Ort und Stelle beobachten. Auf den Universitäten von Oxford und Cambridge studirt die reiche indische Jugend, ein Indier saß bis vor Kurzem im Parlament, und da sollte diesen Millionären und Milliardären nicht das Gefühl der Pflicht ihren hungernden Landsleuten gegenüber aufgegangen sein? Fürchtet die britische Regierung nicht eher, daß diese abgesetzten Prinzen die unter ihrem Regiment entstandenen Nothstände als Agitationsmittel gegen ihre Herrschaft benutzen möchten? Wenn dem aber so und anzunehmen ist, daß eine solche Agitation verfangen möchte, dann scheint Indien doch noch nicht ganz die Wohlthaten der englischen Regierung zu würdigen. Es ist ja eine bekannte politische Beobachtung, daß in Nothständen die Völker die Regierungen hierfür verantwortlich machen. Fürchtet man hier, daß ein Abladen des Nothstandes auf die reichen Eingeborenen diese Neigung in dem indischen Volke mehr als angenehm wäre, erwecken möchte?

Wie dem auch sein mag, wir sind überzeugt, daß das britische Volk auf der Höhe des Rufes seiner Wohlthätigkeit stehen wird, und daß die gespendeten Wohlthaten nicht blos das Ergebniß politischer Spekulation, sondern ein Herzensbedürfniß sein werden. Daß nebenbei das englische Volk sich durch die Erhaltung des Lebens von vielen tausend Indiern, die, wenn die Kalamität vorüber, wieder kaufkräftig werden, sich auch ebenso viele Konsumenten erhält, ist eine Erwägung, die man sich hier bei Bemessung der Wohlthaten wohl machen dürfte.

* * *

Neben der **Hungersnoth** wüthet in **Indien** jetzt auch die **Pest**. Nach einer Meldung des „Reuterschen Büreaus" aus Bombay breitet sich die Pest rasch aus. In Karachi kamen 52 Fälle vor, welche alle tödtlich verliefen. Seit Freitag bis jetzt wurden im Ganzen 220 Erkrankungsfälle angemeldet, davon 214 mit tödtlichem Verlauf. Die „Times" meldet aus Kapstadt vom 9. d.: In ganz Natal besteht Erregung gegen die Landung indischer Arbeiter. Die Einwohner von Durban rüsteten sich, die Landung solcher aus zwei auf der dortigen Rhede liegenden Schiffen zu verhindern, und wachten die ganze Nacht hierüber; heute zerstreuten sie sich zum Theil, als verlautete, die Regierung habe Maßnahmen getroffen, um die Schiffe nach der Delagoabai zu senden.

Die Königin von England hat 500 Pfund Sterling zu dem Hilfsfonds gegen die Hungersnoth in Indien beigesteuert.

Nach einer Meldung aus Kairo ist der Gesundheitszustand in Egypten vorzüglich; seit September ist kein Cholerafall vorgekommen. Die Gesundheitsbehörden glauben nicht, daß über Port Said eine Einschleppung der Krankheit erfolgt sein könne. In Plymouth ist allerdings gestern wiederum ein Soldat an Bord des Dampfers „Nubia" an der Cholera gestorben.

Die Kaiserkrone.

T. W. In mehreren Blättern konnte man letzthin die lgende Mittheilung lesen:

„Bei seiner Gruppe für die Siegesallee hatte Bildhauer Unger als ornamentalen Abschluß der Marmorbank den romanisch stilisirten Adler und einen Helm Heinrichs des Löwen gewählt. Der Künstler suchte für diesen Bankabschluß die Genehmigung des Kaisers nach. Dieser aber hat endgiltig entschieden, daß durchweg bei allen 32 Gruppen die deutsche Kaiserkrone als Abschluß auf beiden Seiten der Marmorbank verwendet werden solle als Symbol der kaiserlichen Stiftung."

Wenn sich über Geschmacksfragen schon im Allgemeinen cht streiten läßt, wie viel weniger noch in diesem Falle! Es andelt sich um ein Geschenk, und der Geschenkgeber ist der aiser. Auch in Berlin, wo das „Rudbeln" eine liebe, lang ngebürgerte Gewohnheit ist — schon in den Familien Gotthold Ephraim Lessings und Moses Mendelssohns „rudbelte" an, wie aus alten Briefen hervorgeht — auch in Berlin eiß man, daß es nicht taktvoll ist, Geschenke öffentlich zu ausiren. Wer für die 32 steinernen Gäste, deren Anblick an den Besuchern der Siegesallee in die Seele prägen will, ieder Wollwollen noch Interesse verspürt, suche andere allen auf. Wen die 64 Kaiserkronen auf den Marmorinken in seiner Ruhe stören, der setze sich auf andere Bänke. er Thiergarten des Berliners ist groß.

Aber wenn man bei dieser Gelegenheit über solche Verendungen des Symbols der kaiserlichen Würde ein wenig achsinnt, so konstatirt man schnell — auch abseits der Siegesllee — eine große Vermehrung der Kaiserkronen in der Stadt Berlin. Auch Diejenigen unter uns, welche zu den ungen und Jüngeren zählen, erinnern sich einer Zeit, in welcher die Kaiserkrone wie ein geheimnißvolles Kleinod erhalten, das im Verborgenen von schweigsamen Paladinen geütet wurde — schweigsam selbst, altehrwürdig und gerade darum so gläubig fromm verehrt, weil es so wenig in den pietätlosen Lärm des Tages hinausstrat. Und diese Jungen und Jüngeren, zu denen sich die Alten und Aelteren gesellen, finden, daß das Symbol der Kaisermacht seit einiger Zeit in dem äußeren Bilde der Stadt Berlin ganz anders hervortritt als früher, daß es überall dort, wo das neue Geschlecht gezimmert und gebaut hat, sich wiederholt — dreimal am Postgebäude an der Ecke der Leipziger- und Mauerstraße, unzählige Male am Reichstagspalast und nun bald, in absehbarer Zeit, 64 mal in der Siegesallee.

Nichts war in der großen Industriehalle der Berliner Gewerbeausstellung so auffallend und so interessant, wie die Verwendung der Kaiserkrone zu allen möglichen dekorativen Zwecken. Es gab Pavillons, deren oberer Theil die Form einer solchen Krone zeigte — ich erinnere mich besonders an einen ganz großen Pavillon dieser Art in der Mitte der Halle. Es gab Kaiserkronen aus gemachten Blumen und Kaiserkronen aus Würsten und feinen Fleischwaaren. War das schön? Ich glaube nicht. War es dem Interesse des Symbols selbst zuträglich? Das kann mindestens fraglich scheinen. Die Maden bemächtigen sich auch der feinsten Fleischwaaren, und unter ihrer zerstörenden Arbeit leidet das Ansehen der Krone.

Die Wurstkronen sind vergänglich, die steinernen Kronen aber, die nun so zahlreich aufragen, sind bedenklich. Sie geben dem äußeren Bilde der Stadt einen Zug, welcher dem Geist dieser Stadt schwerlich entspricht. Als Berlin zur Weltstadt wurde, als die große Bauthätigkeit anhub, knüpften die neuen Bauherren (und man kann das vielleicht bedauern) nicht an die alten Traditionen an, sie schufen ein ganz anderes, modernes Berlin, und dieses Berlin war praktisch, nüchtern, demokratisch. Man ist am Werke, Berlin eine andere Färbung zu geben, und dieses Berlin, das man zu träumen scheint, ist imperialistisch.

Die beiden vornehmsten Berliner Baudenkmäler der letzten Jahre sind das Reichstagshaus und der Postpalast in der Leipzigerstraße. Ueber Wallots großes Schmerzenskind kein böses Wort. Wir Alle wissen, wie viel fremde Ansprüche dies Werk beeinflußt haben. Es prunkt heute mit goldener Kuppel, mit Adlern und Kaiserkronen. Das Gold und die Kaiserkronen findet man wieder am Postpalast. Und die neueste Redensart der Berliner tritt Einem auf die Lippen: „Es ist ja alles da, es ist nicht wie bei armen Leuten."

Unter oder neben den 32 Statuen der Siegesallee hat die Kaiserkrone einen Sinn, — sie ist das „Symbol der Stiftung", sie deutet hin auf den Stifter. Denn man kann nicht unter jedes der 32 Bildwerke schreiben: „Geschenkt vom deutschen Kaiser", wie man etwa bei anderen, anders gearteten Geschenken anschreibt, „geschenkt von William Schönlank", oder: „geschenkt von Herrn v. Brandt". In jenen weiteren Berlin aber, das die Berliner sich selbst geschenkt haben, könnte man mit der Austheilung von Kronen und anderen Machtsymbolen vielleicht etwas sparsamer sein. Es ist begreiflich, daß in den Tagen eines Emporkömmlings, wie Napoleon, auf alle Mauern, in alle Giebel und über alle Thüren ein „N" geschrieben wurde. Jemand, der unverhofft zu Besitz gelangt ist, empfindet Vergnügen daran, sein Zeichen überall auf dem neuen Besitz zu lesen; Jemand, der zittern muß, der schnell erworbenen Besitz schnell zu verlieren, beeilt sich, seinen Namenszug überall aufzutünchen, ehe der Platz von einem anderen Namenszug mit Beschlag belegt, ehe das große „N" des Imperialismus durch das „liberté, égalité, fraternité" der Republik verdrängt wird. Aber dort, wo die Macht ganz sicher thront und innerlich gefestet ist, scheint solcher Eifer nicht von Nöthen. Es ist um so überflüssiger, die ganze Stadt mit äußerlichen Machtsymbolen zu überfüllen und überall das Siegel dieser Macht aufzudrücken, als ja nicht zu erwarten ist, daß in absehbarer Zeit die „liberté, égalité, fraternité" sich in unseren Mauern allzu breit machen wird.